

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 92.

Berlin, Mittwoch den 2. August

1837.

### Frankreich.

#### J. Janin's literarische Portraits. George Sand.

Wer ist er? oder wer ist sie? so haben wohl schon Tausende gefragt: ein Mann oder ein Weib? ein Engel oder ein böser Dämon? ein wirklich existirendes Wesen oder ein paradoxes Hirngespinnst? Das Eine wissen wir, von einem Schriftsteller ist die Rede, den man zu den größten unserer Tage zählt. Wie fand er sich zu uns? wofür Geistes Kind ist er oder sie? Wer gab ihm diese Wundermacht der Rede, diese unerschöpflich vielgestaltige Kunst des Styls? und wie kommt sie dazu, eine solche Fluth von bitterem Spott, von zürnendem Hohn, von schneidender Verachtung über unsere Welt und Gesellschaft auszugießen? Als Mann eine außerordentliche, als Weib eine räthselhafte Erscheinung, — und nun gar beides zugleich? Kein Wunder, wenn das Urtheil an einem solchen Phänomen irre wird, wenn unserer Interesse daran eine unwillkürliche Scheu, unserer Bewunderung eine geheime Furcht sich beimeingt. Ein Doppelwesen, in welchem die Empfindungen, die Gemüthsregungen, die Leidenschaften beider Geschlechter tausendfach durch einander gähren, sollen wir prüfend, forschend ins Auge fassen; von einer Gestalt, die dem Beobachter keinen Augenblick stillhält und ihn mit Gluth und sprühenden Funken blendet, sollen wir mit wenigen Zügen ein Bild entwerfen. Es sey versucht.

Die Juli-Revolution war eben vorüber, — vor dem Thron, vielleicht nur vor der plötzlichen Laune eines empörten Volkes war ein Thron in Trümmer gegangen, — ein Königthum, welches sich unangreifbar, unvergänglich dünkte, lag wie vom Blitzstrahle getroffen im Staub, — noch hatte das Wetter nicht ausgegrollt, kaum waren erst die Barrikaden weggeräumt, als auf dem getümmelten Schauplatz des Kampfes ein junger Mann eintraf, der in diesen Tagen Paris zum ersten Male sah. Wo kam er her? Von wo die großen Dichter und Schriftsteller kommen, verläßt Euch darauf. Was ließ er daheim? Was Jeder beim Abschiede daheim läßt: seine Ruhe, seinen Frieden, sein Glück, — wohl dem, der ein wenig davon mitnehmen darf. Was brachte er mit? Jugend, Anmuth, Talente, reiche Hoffnungen, lecke Lebenszuversicht, die Fülle der Gaben, kraft deren dem Begabten die Welt gebührt. Was suchte er in Paris? wäre er in jenen Tagen darum gefragt worden, er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt. Und was fand er in der großen Hauptstadt? das Schauspiel eines reichbewegten Lebens für seinen Geist, die Leidenschaft, wonach sein Herz, die fruchtbare Aufregung, wonach sein stürmischer Sinn verlangte, Wort und lebendige Farbe für den Ausdruck seiner Empfindungen; mit einem Wort, in der Freiheit und Hülfe dieser neuen Existenz fand er die Poesie.

Fürwahr, das Kind, das dem Vater den Gehorsam aussagte, das Weib, das die Fesseln einer unwürdigen Ehe eigenmächtig abwarf, das unerkannte Genie, das für seinen Drang im Umwälzen und Umstürzen Behagen fand, konnte zu seinem Einzuge in Paris keine glücklichere Zeit wählen, als das Jahr 1830. Den verwegensten Geistesmuth, die ausschweifendste Phantasie, die lähnste Rede wählten zu lassen, bot sich hier Gelegenheit und weiter Spielraum. Die Stadt, wo eben noch alle Künste und Genüsse des Friedens blühten, wo Literatur, Poesie und schöne Kunst an der Tagesordnung war, hatte sich plötzlich in ein Chaos verkehrt, war erfüllt von Aufruhr, von Schrecken, von Kämpfen des Ehrgeizes und Eigennutzes; ein tumultuarisches Drängen und Ringen, worin der Emporkömmling seinen Vorgänger rücksichtslos vom Platze stieß; in den Straßen ein tobendes, zügelloses Volk, dem nichts mehr unantastbar schien, das in die Kirchen stürzte, um die Altäre wie den Thron zu stürzen, um Gott aus dem Heiligthum, wie längst den König aus den Tuilerieen, zu verjagen. Der Zeitpunkt war der günstigste für Abenteurer aller Art, wovon sie auch getrieben seyn mochten, — ob von Ruhmgier oder Habsucht, ob von Haß und Leidenschaft, ob endlich vom Drange des Genies und der eingeborenen poetischen Kraft.

Kaum angelangt auf diesem revolutionären Schauplatz, fand unser männlich-weiblicher Held sich auch mit freiem Blicke, mit rüftigem Muth darin zurecht, — ja, es ward ihm wohl dabei, er fühlte sich in seinem Element. Die jüngste Revolution wollte nun auch auf literarischem Gebiet durch neue Schriftsteller und Dichter vertreten seyn, und den Ankömmlingen, die den Kampfplatz zu betreten wagten, wurde ein hohes Maas von Kühnheit und Originalität im Voraus zugemuthet. George Sand faßte diese Lage der Dinge mit männlicher Einsicht und Energie und zugleich mit aller Feinheit weiblichen Instinktes auf; sein Muth schwell hoch, und wie der junge Soldat ins Gefecht geht, voll

der stolzen und freudigen Zuversicht, daß in der Zukunft der Marschallstab seiner harret, so stürzte er sich mitten in das Kampfgewühl. Konnt Ihr ihn Euch denken? Ein junger Mann, klein von Wuchs, anmuthig von Gesicht, mit dunklem Haare, geistreich lebendigem Auge, das forschend und durchdringend in die Welt sah, die Stirn frei und schön gewölbt, mit dem Gepräge einer bedeutenden Intelligenz; voll Lebensmuth, voll rastloser Wisbegier, allem Zwange abhold und in der neu-gewonnenen Freiheit jubelnd wie ein Knabe, der eben dem Zwange der Schule entronnen; feurig, leidenschaftlich, übermüthig sogar, und doch voll Ernst und Tiefe des Gefühls, eben so herzlich als geistreich, eine reiche Zukunft unbewußt in sich tragend: — so war George Sand in jenen Tagen. Wie sollte er nicht geblendet werden von dem Anblicke des damaligen Paris, von dem Flammen-Ausbruch des revolutionären Vulkans, von der Gluth politischer und socialer Aufregung, die gleich einem Lavaström aus diesem Krater sich ergoß? Wie sollte sein Kopf nicht schwindeln, sein Gehirn nicht erglühen in dem Geräusch und Gewühl dieser Straßen, die ein siegrunkenes Volk durchwogte? Mit welcher Neugier mag er Paris durchwandert und jeden Ort, jedes Denkmal der jüngsten Thaten betrachtet haben: die öden, verwaisten Tuilerieen, die vom wilden Fäshings-Trupp entweibte, zerstörte Kirche Saint Germain l'Auxerrois, und dann vor Allem das neue Julius-Königthum, wie es schlicht und kleinlaut über die Straßen einherzog, über die Steine, die noch locker lagen von den Barrikaden her und unter seinen Füßen wankten und schlitterten, als hätten sie verlernt, eines Königs Schritt und Tritt zu spüren. Mit was für Wundergebilden mochte die Phantasie des jungen Mannes, draußen in der einsörmigen, einsamen Provinz, das nie gesehene Paris bevölkert haben! Und sah er nicht jetzt in der Wirklichkeit seine glänzendsten und abenteuerlichsten Träume übertroffen? So begreifen wir die Ueberspannung, die sich seiner bemächtigte; für den trotzigen Sinn, der eben die Bande häuslicher Verhältnisse und Pflichten abgeschüttelt hatte, für das aus seinem Frieden aufgestörte Gemüth, für die nach reicheren Genüssen und Thätigkeiten dürstende Seele war diese Zerrüttung der gesellschaftlichen Zustände ein willkommenes Schauspiel, ein Freudenfest, in dessen Taumel sich die exaltirtesten Hoffnungen und Bilder der Zukunft malten.

In solchem Rausche verlebte George Sand seine erste Zeit in Paris. Im Geiste nahm er Besitz von dieser neuen Welt voll Sturmes und Dranges und merkte nicht, wie er selbst von ihr überwältigt, wie ganz und gar er dem allverbreiteten Enthusiasmus der Revolution unterthan worden war. Die höchste Lust fand er darin, auf den noch ganz frischen Trümmern einherzuwandeln, all' die gekürzte Herrlichkeit des vorigen Tages mit Füßen zu treten und über den Ruinen die eigene Größe, als auf einem fertigen Piedestal, zu erheben. Da war mehr als eine Krone zu gewinnen, mehr als ein Scepter, das herrenlos am Boden lag, zu erbeuten; und George Sand begann sich zu fühlen, — zu fühlen, daß mit einigem Glück und Geschick eine Macht und Herrschaft bei der neuen Gestaltung der Dinge ihm zu Theil werden müsse. Er ließ sich rastlos treiben auf der Fluth der Gegenwart, recht in der reißenden Mitte des Stromes, und diesen brausenden und tosenden Umgebungen angemessen deutete er die Zukunft. Er sah alle Bande der gegenwärtigen Gesellschaft sich lösen; er bildete sich ein, noch den Zerfall aller Sitten und Institutionen, das Zunichtwerden aller hergebrachten göttlichen und menschlichen Ordnung zu erleben: die Familie, die Ehe, die Kirche, die Taufe werde über kurz oder lang nicht mehr existiren, — so war die Idee, oder vielmehr der Wahn beschaffen, der ihn zu leidenschaftlicher Gluth begeisterte, aller seiner Seelenkräfte sich bemächtigte, zum Gegenstande all' seines Sinnes und Trachtens wurde. Der Bereich dieser Vorstellungen und Gesinnungen, für Andere ein unbegreifliches, schranken- und bodenloses Chaos, war die Heimath, wo dieser excentrische Geist sich ansiedelte; an solchem Stoffe hat dieser Genius sich großgenährt und die Gestalt gewonnen, in der er uns vor Augen trat. Ohne die Juli-Revolution hätte George Sand sich selbst nicht erkannt; dieses mächtige destruktive Genie wäre nicht erweckt worden, und — wer weiß, der Zündstoff, den er in tausend und aber tausend Gemüthern geworfen, hätte für ewig schlummern können. Seht da Euer Werk, Ihr Zerstörer der alten und Gründer der neuen Ordnungen, Ihr Stifter glorreicher Revolutionen! Euer Thun weckt die rebellischen Geister: Carrel, Lamennais, und den gefährlichsten von allen, George Sand. Aus den Steinen der Barrikaden ersehen sie, gewappnet und streitbar, wie die Männer aus des Cadmus Drachensfaat, und der mühsam künstlich aufgeführte Bau Eures neuen Staates wird täglich von ihnen in Frage gestellt, täglich in seinen Grundvesten angegriffen und erschüttert.